

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 15 (1939)

Heft: 34

Artikel: Das zweite Gesicht

Autor: Mühlen, Hermynia zur

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das zweite Gesicht

Erzählung von Hermynia Zur Mühlen

Es war in der gemütlichen Stunde, die die Franzosen »zwischen Hund und Wolf« nennen. Eine treffende Bezeichnung, denn noch kämpft das letzte Licht des gutmütigen Haustiers, auch Tag genannt, mit dem Dunkel des wilden Raubtiers, der Nacht, die sich vorbereitet, alles Helle zu verschlingen. Wir plauderten, träg, mit den langen Pausen, die nur bei einer alten Freundschaft möglich sind und ein so erholendes Ausruhen zu zweit bedeuten.

Der Diener kam, einen großen Rosenstrauß in der Hand. Clarisse nahm die Visitenkarte, beugte sich zum Kaminfeuer nieder, las den Namen und sagte vorwurfsvoll: »Oh, Johann, warum haben Sie den Herrn fortgeschickt? Sie wissen doch, daß ich für ihn immer zu Hause bin.«

»Er fragte mich, ob Frau Gräfin allein sind. Und als ich ihm sagte, die Kusine der Frau Gräfin wäre da, sagte er, er werde morgen wiederkommen.«

Der Diener ging, ich nahm Clarisse die Rosen ab und stellte sie in eine Vase. »Ein Hofmacher,« neckte ich. »Was wird deine Enkelin dazu sagen?«

Clarisse lachte. »Baby soll nur gefälligst schweigen. Ohne diesen Hofmacher wäre sie überhaupt nicht auf der Welt.«

Sie reichte mir die Visitenkarte und ich entzifferte in der Dämmerung den Namen: »Jerome Thadeus Montechiari, Zauberkünstler und Hypnotiseur.«

»Clarisse,« fragte ich erstaunt, »das ist der Hofmacher, der Mann, für den du immer zu Hause bist? Du, von der behauptet wird, daß du so exklusiv und hochmütig, so ganz aus den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts bist?«

Clarisse hielt die schmalen weißen Hände vor die Flammen des Kaminfeuers.

»Das heißt mit anderen Worten, daß du unbedingt die Geschichte dieses Monsieur Jerome Thadeus Montechiari hören willst. Nicht wahr?«

»Ja.«

»Eigentlich,« sagte Clarisse und lehnte sich begütern in die große, alte Bergere zurück, »eigentlich heißt mein Freund ja, du brauchst nicht zu lachen, er ist einer der besten Freunde, die ich habe, schlicht Jan Kovacik und stammt aus Böhmen. Als ich heiratete, kam er als erster Diener zu uns. Er war zusammen mit meinem Mann, der um zehn Jahre jünger ist als er, auf dem Gut meines Schwiegervaters aufgewachsen. Als ein alter Freund von Robbie. Er war auch ein ausgezeichneter Diener, hatte nur eine einzige schlechte Eigenschaft, die mich zum Wahnsinn brachte. Er hatte nämlich das zweite Gesicht. An und für sich kann das ja in einem Haushalt eine ganz gute Sache sein. Man weiß, an welchem Tag eine ganz gute Reise unternommen, wenn man nicht auf den See hinaussegeln, vor welcher besten Freundin man sich hüten soll — wenn sie besonders hübsch ist und besonders nett zu einem und gar nicht mehr ohne einen leben kann. Aber Jan hatte, wie soll ich das sagen, also Jan hatte ein völlig kritikloses zweites Gesicht, das wirkliche Unglücksfälle anscheinend nicht von kleinen Unannehmlichkeiten zu unterscheiden vermochte. So kam er bisweilen morgens mit dem Frühstückstablett und erklärte düster: »Vorsicht, Frau Gräfin. Bleiben Sie heute zu Hause. Ich habe etwas Schreckliches gesehen. Auch der Herr Graf soll nicht auf die Jagd gehen. Etwas Böses steht über unserm Haus.«

Wir rührten uns nicht aus dem Park, damals bewirtschaftete Robbie das Gut des Erzherzogs E., und warteten gespannt und, zumindest ich, angstvoll auf das Schreckliche. Warteten den ganzen Tag vergeblich. Und abends, beim Diner, warf ich dann mein Rotweinglas um, und der Wein ergoß sich über mein neues Kleid, eine ärgerliche Sache, weil mir das Kleid sehr gut stand und völlig ruiniert war, aber schließlich nicht einen ganzen Tag der Angst wert. Andererseits erklärte Jan eines Tages: »Eine kleine winzige Wolke steht über dem Haus. Ganz klein. Aber ein wenig Vorsicht scheint geboten.« Und an diesem Tag stürzte mein Mann bei der Parforcejagd und brach sich zwei Rippen. Du siehst, man konnte sich nicht recht auf Jans zweites Gesicht verlassen. Außerdem hatte er es sehr oft. Keine Woche verging, ohne daß er uns damit schreckte. Ich früchtete mich immer schon, wenn ich zum Frühstück kam: Was wird er jetzt prophezeien?«

Hätten wir in der Stadt gelebt, so wäre dieses zweite Gesicht wahrscheinlich leichter zu ertragen gewesen. Aber so, auf dem Land, hinter Götters Rücken, wo überhaupt nichts geschah, das einen ablenken konnte . . .

Ich muß dir ehrlich zugeben, daß die ersten zwei Jahre meiner Ehe nicht besonders glücklich waren. Ich war ein Stadtkind gewesen und konnte mich nicht einleben. Ich spielte mit dem Haushalt, mit dem Garten, aber eigentlich freute mich nichts. Und mein Mann hatte nur abends

Zeit für mich. Ja, die leere Einsamkeit dieser zwei Jahre, die nur durch Jans Prophezeiung belebt wurde, war entsetzlich. Es kam mir auch vor, als habe Jan immer häufiger das zweite Gesicht, und das wurde mir — aus einem besonderen Grund — täglich peinlicher. Eine Frau, die sich langweilt, sucht rastlos nach Unterhaltung, das war immer so und ist, trotz aller Emanzipation, auch heute noch das gleiche. Wenn ich an Baby denke . . . Nur daß wir jungen Frauen von damals alles viel ernster nahmen, ein Gewissen hatten, ich glaube, heute nennt man das Hemmungen und hält es für etwas, das man überwinden muß.«

Clarisse schwieg und blickte versunken in die Flammen. Ihr zartes Gesicht, das trotz ihrer sechzig Jahre noch schön und reizvoll war, rötete sich ein wenig, vielleicht von der Hitze der Flammen, vielleicht aber auch von der Glut einer Erinnerung.

»Der zweite Verwalter,« sagte sie unvermittelt, »war jünger als mein Mann. Ein entfernter Verwandter. Ein übermütiger, heiterer Mensch, der die Landwirtschaft weniger ernst nahm als Robbie und mehr Zeit fand, mich zu unterhalten. Er kam im zweiten Jahr meiner Ehe auf das Gut . . . Und plötzlich entdeckte ich die herzerreißende Schönheit der Sommerabende und den Reiz der Morgenritte über betauta Wiesen und die geheimnisvolle Lieblichkeit des Waldes, wenn man zu zweit auf den Anstand geht . . . Aber wie gesagt, damals nahmen wir die Dinge, über die unsere Enkelinen nur lachen, sehr ernst, und wir hielten uns an das schöne, gefährliche Motto: Alles oder nichts. Deshalb überlegten wir auch länger. Du wirst bereits wissen, daß ich mich schon im Stadium des Überlegens befand, aber immer wieder, wenn ich gerade zu einem Entschluß zu kommen glaubte, schob Jan sich mit seinem zweiten Gesicht ein. Ich begann den braven Kerl zu hassen. Er stand zwischen mir und dem, was ich für mein wahres Glück hielt, wie eine unsichtbare Mauer. Ich weiß, es war häßlich von mir, aber ich versuchte meinen Mann zu überreden, er solle Jan kündigen. Ich erfuhr allerhand Fehler und Nachlässigkeiten, behauptete, er sei mir gegenüber nicht respektvoll genug . . . kurzum, ich tat alles, um ihn loszuwerden. Robbie weigerte sich, meinen Wunsch zu erfüllen. Aber Jan selbst fühlte ihn und kündigte. Er wolle, sagte er, nicht länger Diener sein, mit seinen Fähigkeiten könnte er es weiterbringen. Robbie tobte, aber Jan blieb fest. Am letzten Tag blieb ich länger liegen und frühstückte im Bett. Ich hatte Angst, Jan könnte wieder einmal sein zweites Gesicht gehabt haben . . . Und fürchtete mich vor dem, was ihm dieses Gesicht verraten hatte. Denn nun stand mein Entschluß bereits fest: Ich würde nach guter alter Tradition mit Franz, auch so, der Name tut nichts zur Sache, also, ich würde durchgehen. Robbie hatte ja seine Arbeit, er würde mich kaum vermissen.«

Später ging ich in den Park, versteckte mich in einer alten Laube. Aber Jan fand mich dennoch. Er blieb vor der Laube stehen und erklärte sehr ernst: »Befor ich gehe, muß ich Ihnen sagen, daß ich wieder mein zweites

Gesicht hatte. So deutlich wie noch nie.« Und dann begann er zu sprechen. Ich hätte nie geglaubt, daß dieser eisige Mensch so überzeugend zu schildern vermöchte. Er zeigte mir leere Zimmer, es waren die Räume des alten Schlosses, doch schienen sie mit einem erschreckend und unheimlich. Es war ein windoller Abend, einer jener Herbstabende, an denen ich mich immer ein wenig gefürchtet hatte, weil der Wind wie ein gefolterter Mensch um das Schloß zu heulen pflegte und die alten Bäume ihre kahlen Arme gespenstisch bewegten. Jan zeigte mir Robbins Arbeitszimmer, überall lag dichter Staub, als ob es seit langem unbewohnt wäre. Es roch nach Moden und Pulver. Und auf Robbins Schreibtisch lag ein Revolver. Irgendwo, in der Ferne, knallte ein Schuß . . . Und dann sah ich plötzlich einen Friedhof und das Erbbegräbnis der Familie, und auf dem Stein einen Namen Robbins Namen. Und sah auch, wie durch Nebelschleier, mich selbst, in Trauer, und fühlte eine grenzenlose Verzweiflung und eine ebenso grenzenlose Reue . . .

Ich merkte nicht, daß Jan gegangen war. Ich sah mit meinen Augen sein zweites Gesicht und wußte, was es bedeutete. Und wußte mit einem auch, daß ich ja eigentlich nur meinen Mann liebe und die ganze Affäre mit den anderen bloß eine Spielerei meiner Langeweile gewesen sei.

Jan ging am Nachmittag. Ich hatte vergeblich versucht, ihn zurückzuhalten. Und der zweite Verwalter verließ uns einen Monat später.

Ja, Jan war gegangen, doch hatte er mir etwas von seinem zweiten Gesicht zurückgelassen. Ich sah nun Dinge, die ich früher nie gesehen hatte, sah, wie Robbie auflebte, als der zweite Verwalter gegangen war, sah, zurückblickend, wie still und traurig er in den letzten Monaten gewesen und sah auch, daß er nicht nur die Landwirtschaft liebte . . . aber das sind zu intime Dinge, über die wollen wir nicht reden. Als dann nach elf Monaten Babys Mutter geboren wurde, langweilte ich mich nicht mehr, und als sie mir wieder dazu Zeit gelassen hatte, kamen die zwei Buben . . . Verstehst du jetzt, daß ich für Monsieur Thadeus Montechiari, der übrigens ein ganz berühmter Mann geworden ist, immer zu Hause bin?«

»Ja. Aber sag mir, war sein letztes zweites Gesicht echt oder hat er etwas geahnt?«

»Ich weiß es nicht. Weiß nur, daß er sehr stolz und glücklich war, als wir ihn batzen, der Taufpate unseres ältesten Babys zu werden. Und daß er an jenem Tag kein zweites Gesicht hatte. Dreh das Licht an, jetzt sieht man wirklich nichts mehr.«

Während ich aufstand, um zum elektrischen Schalter zu gehen, sagte Clarisse gedankenvoll: »Ich müßte Jan mit Baby zusammenbringen. Vielleicht sieht er etwas, eine kleine Wolke oder einen Wirbelsturm. Und vielleicht . . .«

Das Licht flammte auf. Draußen vor dem Fenster stand schwarz die Nacht; der Wolf hatte den Hund verschlungen.

Die Alten

Von Noemi Eskul

Die Erde zwischen den Obstbäumen ist pulvrig und heiß. Aus dem nahen Wäldchen weht trockene, harzig duftende Wärme herüber. Die zartgrünen Saaten liegen wie weiche, seidige Tücher um einen atmenden Leib. Die Obstbäume blühen. Der ganze große Obstgarten ist in eine Woge seliger Zartheit getaucht. Die Bäume blühen. Der ganze große Obstgarten ist in eine Woge seliger Zartheit getaucht. Die Bäume blühen. Vater Dochen stützt die jungen, die von ihrer eigenen Blütenpracht betäubt sind und schwanken, und er erleichtert den alten das Tragen ihrer strahlenden Last. Er harkt, er gräbt um. Die Bäume sind weiß wie der Schnurrbart in Vater Dochens gegerbtem Gesicht. Einen Bart trägt er nicht. Sein Kinn ist glatt, er rasiert es zweimal jede Woche — einmal am Sonntag, zum Staat, und einmal am Mittwoch, wegen des Kegelabends beim Förster Wängig — und wohl noch mal zwischendurch, weil seine Alte eine struppige »Front« auf den Tod nicht ausstehen kann. Darauf nimmt er Rücksicht.

Die Mutter Dochen hat eine glatte, braune Stirn unter schon silbrigem Haar. Sie hält sich sehr gerade, ihre Hände fassen jegliches Ding mit Sicherheit und der gebotenen Festigkeit an. Sie hat eine lange und strenge Nase, aber der noch heute, im Alter, zarte Mund spendet gütige Weichheit dem ganzen Gesicht. Sie leben allein auf dem kleinen Obstgut, mitten im Wald, eine halbe Stunde vom nächsten Dorfe entfernt.

Seit sie sich hier niedergelassen haben, ist fast jedes Jahr wie das andere gewesen: wenn die Ernte vorbei war und die ihrer seligen Schwere entledigten Äste empor schnellten und sich vom Herbstwind ungestraft zausen ließen, wurde der Ofen in der Wohnstube zum erstenmal angeheizt, und die Räume des Hauses durchzog der weinschwere Duft reifer Äpfel, mit dem guten Geruch brennender Kiefernresine gemischt. Dann wurden die Tage ruhiger und die Abende frohlich und lang, Vater Dochen Pfiffe pfiff über die nochmals und nochmals herhaltenden Zeitung, und vor der Alten